

Ach, Triumph! Ach, Debakel!

Gerd Koenen

Hans-Ulrich Wehlers Frage „Triumph oder Debakel?“ der 68-er Bewegung zielt als solche schon daneben. Tatsächlich konnte diese Bewegung weder siegen noch „auf der ganzen Linie scheitern“, in der Bundesrepublik so wenig wie irgendwo sonst auf der Welt. Nimmt man die Außerparlamentarische Opposition (APO) zu ihrem Nennwert, Eins zu Eins, so als wäre sie je ein klar umrissener, nach der Macht greifender politischer Oppositionsblock gewesen, wird das Wesentliche vollkommen verfehlt: ihr Charakter einer primär lebenskulturell gespeisten, radikalen Jugendbewegung.

Vielen Einzeldiagnosen Wehlers lässt sich ja durchaus zustimmen. Die bundesdeutsche Gesellschaft war schon Jahre vor 1968 „wach und in Bewegung“. Ein Schub von Reformgesetzen war auf den Weg gebracht, einschließlich einer weitgehenden Bildungsreform. Und für entscheidende Zukunftsfragen wie die Frauenemanzipation oder die Ökologie hatten die politischen Kerntruppen der 68er noch kaum einen Sinn. Alles nicht falsch.

Nur zeigen die beiden letzteren Feststellungen exemplarisch, wo Wehlers Argumentation ins Leere läuft. Denn auch wenn die Frauenbewegung 1968 mit Tomatenwürfen auf die machistischen Matadore des SDS und mit einer energischen Sezession vom hyperpolitisierten Bewegungskern begann – ohne den Primärimpuls dieser brodelnden Jugendszene wäre sie nicht denkbar gewesen. Und so sektiererisch der neue Feminismus der siebziger Jahre in seinen originären Großtheorien und frühen Bewegungsformen noch immer war, er hat die Physiognomie dieser Gesellschaft fraglos mit verändert. Nicht einmal die CDU-Frauen würde das heute wahrscheinlich leugnen.

Auch der Einbruch der Grünen Partei in die festgefahrene bundesdeutsche Parteienlandschaft zehn Jahre nach 1968 ist ohne den generationellen Push einer noch so gescheiterten radikalen Linken schwerlich zu verstehen. Und so sehr auch die frühen, ökologischen Großtheorien noch dem Größen- und Gestaltungswahn der 68er-Zeit entsprungen waren und das grüne Gegenmilieu

der 80er Jahre noch einmal einem schon eher mimetischen Radikalismus huldigte – was am Ende zählt, ist der energetische, sachliche und faktische Impuls selbst, der sehr notwendig war. Moderne, demokratische Gesellschaften erweisen sich genau darin als modern, demokratisch und entwicklungsfähig, dass sie in der Lage sind, solche Impulse aufzunehmen.

Dass Wehler seiner Bilanz vom „Scheitern auf der ganzen Linie“ an anderer Stelle glatt widerspricht, macht die Sache keineswegs besser, nur die Konfusion größer. Irgendwie sollen diese neolithischen 68er-Marxisten mit ihren „auf eine kommunistische Entwicklungsdiktatur zielenden Ideen“ dann doch mitgewirkt haben, „die Restbestände einer obrigkeitlichen Mentalität weiter abzubauen“, „Kritikfreudigkeit und ... das politische Engagement“ zu ermuntern und den „zivilgesellschaftlichen Partizipationswillen“ zu unterstützen. Ja, sie sollen sogar „durch ihre Kritik an überlieferten Normen und Verhaltensweisen wider Willen zur Liberalisierung der westdeutschen Gesellschaft“ beigetragen haben. Am Ende (das ist Wehlers letztes Wort zum leidigen Thema) soll allerdings von all ihren „politischen Zielen nur eine einzige Forderung: freie Bahn für den Individualisierungsdrang im Verein mit einem unbeschwerten Lebens- und Konsumgenuß, übrig geblieben“ sein. Aber wie hängt dieser angebliche, zügellose Hedonismus der 68er jetzt wieder mit ihrer „geradezu kultischen Verehrung für kommunistische Diktatoren“ zusammen, etwa für den „Kubaner Che Guevara“, der erstens Argentinier war und zweitens alles andere als ein Advokat „unbeschwerten Lebens- und Konsumgenusses“?

Man kann sich des Eindrucks leider nur schwer erwehren, dass da aus einer Position des generationellen Ressentiments geurteilt wird. Für Wehler liegt der Kern der Erfolgsgeschichte der Bundesrepublik in einer „neuen Politischen Kultur“ (in Großbuchstaben), die sie wesentlich der in einem langen „Lernprozess“ erworbenen Fähigkeit zur „lebendigen Selbstkritik“ verdanke. Diese wiederum verdanke sich aber nicht dem „überbewerteten 1968“, sondern einem „ausschlaggebenden Generationswechsel“ zwischen 1958 und 1964, in der sich bereits der „Aufbruch in eine neuartige ‚Zeitkritik‘“ vollzogen habe, wobei ganz besonders die Historiker eine ungewöhnlich große Rolle „als Vertreter einer öffentlichen Deutungsmacht“ gespielt hätten.

Wieder ist man geneigt zu sagen: Alles durchaus richtig, aber warum ist es nötig, sich in dieser eifersüchtigen Weise im Gegenzug selbst zum Nabel der Entwicklung zu machen? Über die Art und Weise, wie aus dem emotionalen, ideologischen und lebensweltlichen Potlatsch von 1968 nach allerhand Irrungen und Wirrungen noch einige vernünftige, notwendige und überfällige gesellschaftliche Initiativen hervorgegangen sind, lässt sich nüchtern reden. Wer ein Bundesverdienstkreuz dafür möchte, dass er 1968 einen Pflasterstein auf einen Wasserwerfer geworfen hat, darf unter homerischem Gelächter nachhause gehen. Und was kann der arme Rudi Dutschke dafür, dass man jetzt schon eine Straße nach ihm benannt und einen Säulenheiligen aus ihm gemacht hat? Aber um wie viel riskanter sind Wehlers Betrachtungen über die „Generation 45“ und jene „strategische Clique“, der er selbst sich (unausgesprochen) zurechnet: Eine gesellschaftsbildende Kerngruppe, die sich, durchaus geprägt vom nationalsozialistischen Leistungsfanatismus, „mit Entschlossenheit auf die berufliche Ausbildung, danach auf den Karriereweg in einer Wachstumsgesellschaft ... konzentriert“ habe; die, einer Diagnose Ralf Dahrendorfs folgend, „eine neue politische Mentalität entwickeln konnte“, weil „der Nationalsozialismus das traditionell demokratiefeindliche deutsche Elitenkartell gesprengt und damit wider Willen der ...Demokratie den Weg gebahnt hatte“.

Gegenüber den zivil-heroischen Tugenden dieser „Aufbaugeneration“ (wie Helmut Kohl gesagt hätte, den Wehler freilich hartnäckig aus seiner Generationskohorte ausschließen möchte) sollen die 68er sich vor allem durch „die Verächtlichmachung des Leistungsdenkens“ versündigt haben, die „mit dem Ergebnis der Pisa-Studien seine drastische Quittung erhielt“. Das ist freilich fast schon auf dem Niveau der Diagnosen des BILD-Redakteurs Dieckmann. Das kurzlebige Wörtchen vom „Leistungsterror“, das 1968 die Runde machte, kann schwerlich als empirischer Beleg dienen, so wenig wie mir die angebliche Forderung nach „unbeschwerter Lebens- und Konsumgenuss“ aus jenen Jahren erinnerlich wäre. Fast im Gegenteil! Aber das ist schon eine andere Geschichte, die (ich für meinen Teil) an anderer Stelle erzählt habe.

